

„KULTUR“, „BIOGRAPHIE“ UND DIE ERFINDUNG DES OSTDEUTSCHEN: EINWÄNDE AUS SOZIALHISTORISCHER SICHT¹

Thomas Lindenberger

Im Jahre Zehn nach der Vereinigung ist „ostdeutsche Identität“ eine soziale und politische Tatsache. Sie scheint allerdings nicht so selbstverständlich zu sein wie die Identitäten anderer Regionen innerhalb Deutschlands. Deren Existenz muß nicht permanent beschworen werden: sie wirken im Alltag in allen möglichen Zusammenhängen: Wirtschaft, Öffentlichkeit, Politik, sie haben auch die erforderliche strukturelle Macht dazu.

Im Unterschied zu diesen mehr oder weniger selbstverständlichen Identitäten etwa der Bayern, Westfalen, Ostfriesen, aber auch der Sachsen und Mecklenburger, ist die der Ostdeutschen offensichtlich prekär. Sie reagiert auf Übermächtigungserfahrungen in der Gegenwart wie in der Vergangenheit: auf negative Auswirkungen des umfassenden und abrupten strukturellen Wandels, die mit der umfassenden Übernahme des westdeutschen Gesellschaftssystems verbunden sind. Dadurch überlagern sich zwei Logiken der Identitätsbildung. Zum einen wird Ostdeutsches von Westdeutschem unterschieden, wenn es um gesellschaftliche Macht geht: Macht in der Wirtschaft, also Kapital, Macht in den verschiedensten neuformierten Institutionen, wozu vor allem Bildungskapital und politisches Kapital erforderlich ist, aber auch Macht in der Öffentlichkeit, wo es um das symbolische Kapital der Ehre, des Ansehens der Person und der Gruppe geht. Auf all diesen Gebieten werden Ost-West-Unterschiede beobachtet und fast immer als West-Ost-Gefälle interpretiert und empfunden.

Zum anderen wird Ostdeutsches von Westdeutschem unterschieden, wenn es um Vergangenheit geht. Auch hier scheinen die Westdeutschen über ein „Mehr“ zu verfügen: Mehr Erfolg, mehr Produktivität und Vielfalt, mehr Geltung, mehr Bleibendes. Gegenwartsbezogene und vergangenheitsbezogene Unterschiede überlagern sich natürlich und schließen sich kurz, denn schließlich wurzelt die gegenwärtige Übermacht des westdeutschen Kapitals im weitesten Sinne in der Vergangenheit; Kapital ist ja bekanntlich nichts anderes als aufgehäuften Vergangenheit. Um kurz in dieser Metaphorik fortzufahren: Die nahezu restlose Entwertung des DDR-Wirtschaftskapitals ist eine mehr oder weniger unumstößliche Tatsache. Ähnlich erging es einem großen Teil des in der DDR-Bevölkerung angehäuften Bildungskapitals: Abschlüsse, Qualifikationen, Berufserfahrungen, die mit wenigen Federstrichen im Vereinigungsvertrag beseitigt wurden.

Mit dem symbolischen Kapital des öffentlichen Ansehens hingegen geht das nicht so leicht, eher ist das Gegenteil der Fall: Zunächst konnte das Ansehen der DDR-Bevölkerung in der westdominierten Öffentlichkeit umstandslos im nachhinein entwertet werden, und dies nicht nur durch den Verweis auf die Rück-

schläge beim Transformationsprozeß, sondern vor allem auch durch Verweise auf die Vergangenheit: z. B. durch die Stasi-Diskussion, aber auch durch die Wiederbelebung von pauschalisierenden Interpretationen im Geiste des Kalten Krieges. In einer logischen Gegenbewegung können die Ostdeutschen in den letzten Jahren ihre Erfahrungen und Wertvorstellungen aus der damaligen Zeit gegen diese pauschale Entwertung richten. Wir werden hier ganz im Sinne der Theorie von Erving Goffman Zeugen einer Stigma-Verarbeitung durch Umkehrung der Wertigkeit: Aus negativ wurde in wenigen Jahren positiv.

„Erfindung“ soll die konstruktive und kreative Seite dieses Vorgangs hervorheben, nicht die Existenz des Erfundenen in Rede stellen: Die soziale Tatsache einer solchen Identität fällt nicht vom Himmel, sie ist nicht naturgegeben und einfach, sondern künstlich und komplex, von Menschen geschaffen. „Erfindung“ greift hier natürlich Hobsbawms Diktum von der „Invention of Tradition“ auf: Mit ziemlicher Sicherheit sind wir Zeuge des Anfangs einer derartigen Traditionserfindung, die in den kommenden Jahrzehnten erst so recht Gestalt annehmen wird, auch wenn in der Gegenwart aufgrund der unmittelbaren zeitlichen Nähe zum Bezugsrahmen „DDR-Vergangenheit“ eine „ostdeutsche Tradition“ noch nicht ohne weiteres erkennbar ist. Dennoch: Ebenso wie andere, von der Wissenschaft untersuchte Traditionsbildungen ist auch die gegenwärtige ostdeutsche durch den imaginären Selbstbezug auf gemeinsame Vergangenheit, auf deren Aneignung, Deutung und Behauptung in der Gegenwart gekennzeichnet. Die öffentliche Rede über eine allen ehemaligen DDR-Bürgern gemeinsame ostdeutsche „Identität“ betrachte ich als den Kern dieses Vorgangs.

Zwei Konzepte haben in den letzten Jahren eine für deutsche Verhältnisse ungewöhnliche Karriere in öffentlichen Redeweisen über Vergangenheit gemacht: „Kultur“ und „Biographie“. Beide Begriffe funktionieren mittlerweile selbstverständlich als Ost-West-Unterscheidungs-Instrumente, vor allem um das Besondere und historisch Eigenständige des Ostdeutschen gegenüber dem Westdeutschen zu untermauern. In umgekehrter Richtung ist dieser Vorgang kaum anzutreffen; aber man darf gespannt sein, ob es beispielsweise im Zuge der sozialen Integration der „Bonner“ zu neuartigen „Diaspora“-Inseln westdeutscher Identität im Meer der Ostdeutschen oder aber zu einer spurlosen Assimilation, einer Verostung gewissermaßen, kommen wird.

Selbstredend war die Karriere von „Kultur“ und „Biographie“ keineswegs ausschließlich an die Konstruktion der ostdeutschen Identität gebunden. Eher im Gegenteil: Beide Konzepte waren schon da, als kurz nach der Wende die Rede vom „Ostdeutschen“ eingeführt wurde. Dennoch spricht einiges dafür, daß dieser Vorgang die essentielle Bedeutung, die beiden Begriffen heute in der öffentlichen Alltagssprache zukommt, enorm befördert hat. Dieser Umstand macht den Sozialhistoriker stutzig.

Wie werden „Kultur“ und „Biographie“ auf DDR-Vergangenheit bezogen? Was leisten diese Konzepte für den Konstruktionsprozeß der „Identität“?

Gerade in ihrem Neben- und Miteinander knüpfen diese beiden Begriffe an Funktionsweisen des Sozialen an, die in der DDR-Gesellschaft selbst wirksam waren. Ob und wie diese Funktionsweisen dadurch eher verändert oder eher konserviert werden, ist zunächst ein offener Prozeß. Er kann in verschiedene Richtungen führen, in erfreuliche und weniger erfreuliche, doch davon später. In bestimmter Hinsicht stellen sie die Fortsetzung sozialer Praktiken dar, die zu Zeiten der SED-Herrschaft mit dem, was heute und teilweise auch schon damals „Kultur“ und „Biographie“ genannt wird und wurde, verknüpft waren.

Beginnen wir mit „Kultur“: Ausgangspunkt sind hier zumeist die durch alltägliche Beobachtungen an sich selbst und anderen, aber auch durch Meinungsumfragen und Marktforschung „bewiesenen“ Unterschiede in der Mentalität und Lebensweise (um ein altehrwürdiges Schlüsselwort der DDR-Kulturwissenschaft zu gebrauchen). Sie werden in der Regel gemäß einer binären Logik zusammengefaßt: der Wessi ist individualistisch, der Ossi kollektivistisch, der Wessi ist ein Meister der Selbstdarstellung, der Ossi ist bescheiden, der Wessi ist egoistisch und zynisch, der Ossi denkt sozial und solidarisch, der Wessi will Freiheit, wo der Ossi soziale Sicherheit und vor allem Gerechtigkeit will, usw. usf. Das Schema der Zuschreibungen ist bekannt und braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden.

Bei der Identifizierung dieser Ansammlung von unterstellten Kollektiveigenschaften als ein eigenes relativ stabiles und konsistentes System von Deutungsmustern, Werten und Verhaltensweisen, also als „Kultur“, gibt es Interpretationen, die aus sozialhistorischer Sicht von besonderem Interesse sind. Die angedeutete Ansammlung von Eigenschaften wird sehr oft schichtspezifisch gedeutet: Demnach war die DDR-Gesellschaft vor allem eine Unterschichtengesellschaft, da die bürgerlichen Ober- und Mittelschichten ja entweder vertrieben oder durch Enteignungen „liquidiert“ worden waren. Die übergroße Mehrheit der DDR-Bevölkerung figurierte in den Statistiken bekanntlich als Arbeiter und von Arbeitern abstammend.

Nun ist die Sozialkultur von Unterschichten bzw. Arbeitern nicht erst seit dem Ende der DDR ein beliebter Forschungsgegenstand, eher umgekehrt: Die gegenwärtige Diskussion kann auf vorangegangene Forschungen und Interpretationen zurückgreifen, um sich ihrer Schlüssigkeit zu vergewissern. „Lebensweise“, „Alltag“, „Erfahrung“, „Subjektivität“ oder auch abstrakte „historische Anthropologie“ – unter den verschiedensten Etiketten und Losungen widmen sich im deutschen Sprachraum seit ungefähr zwei Jahrzehnten Historiker verstärkt den sogenannten „weichen“ Faktoren von Herrschaft und Gesellschaft, jenseits der objektivistischen Verkürzung „harter“ ökonomischer und sozialer Strukturen. „Kultur“ der Unterschichten, ob Arbeiter, Bauern, kleine Angestellte, „Lumpenproletarier“ oder Handwerker, avancierte zu einem Gegenstand, dessen Seriosität sich nicht zuletzt aus demokratischen wie egalitären Grundüberzeugungen der Gegenwart speiste: Der Abschied vom Ideal elitärer Hochkultur in

Politik und Gesellschaft korrespondierte mit den „kulturalistischen“ Erweiterungen der Sozialgeschichte und ihrer Pendanten in anderen Disziplinen. Das gilt für die alte Bundesrepublik wie für die DDR auf je spezifische Weise: Im westlichen Teilstaat war dieser erweiterte Kulturbegriff auf die Überwindung der Konventionalität und Rigidität sozialer Schranken der Wiederaufbaugesellschaft gerichtet, im östlichen hingegen begleitete er die unermüdlichen Anstrengungen des Regimes, durch eine Vielfalt von materiellen Angeboten in Freizeit und Lebenswelt das politische Stillhalten der Arbeiterschaft wie der vom Kulturhaushalt Alimentierten zu erkaufen. Diese gesellschaftliche Ubiquität von „Kultur“ in beiden Deutschlands nimmt den hier beschriebenen Forschungen der Fachhistoriker und Sozialwissenschaftler nicht ihre empirische und weithin auch theoretische Triftigkeit, dennoch ist sie als Kontext der öffentlichen Rede und politischen Praxis zu berücksichtigen, wenn heute aufs neue über vergangene „Kultur“ der Vielen diskutiert wird.

Bei der Interpretation der ostdeutschen Kultur kann also durchaus mit einiger Schlüssigkeit an die soeben geschilderten Erkenntnisse über Arbeitermilieus, deren soziale Regeln und Praxen, etc. angeknüpft werden. Es sticht allerdings ins Auge, daß eine inhaltliche und analytische Schlagseite der Arbeiterkulturgeschichte, die deren Forschungen von Anfang an begleitet hat, dabei kaum reflektiert wird: Das Problem der romantisierenden Projektion von Vorstellungen des Beobachters auf die zu untersuchende Kultur. Im Fall der historischen Arbeiterkultur etwa zu Zeiten des Kaiserreichs, der Weimarer Republik oder des Nazi-Regimes, wird das längst ausgiebig reflektiert: Aufgeklärte Sozialhistoriker und Kulturwissenschaftler reden nicht mehr von „der“ einen Arbeiterkultur, die es nie gab. Zu allen Zeiten bestanden enorme soziale und kulturelle Distanzen innerhalb der Arbeiterschaft; lokale Arbeitermilieus, also Nachbarschaften und Siedlungen, waren von rigiden Inklusions- und Ausschlußpraktiken durchzogen, Solidarität ohne Ansehung der Person war gerade hier eine Seltenheit, Solidarität war immer durch weltanschauliche und statusmäßige und nicht zu vergessen ethnische Kriterien begrenzt und mitdefiniert, und schließlich: Die Arbeiterfamilie als ökonomische und ideelle Grundeinheit der Arbeiterkultur war selbst darin anderen patriarchalischen Familien vergleichbar, auch ein Ort der Herrschaft, der Unterdrückung und Gewalt. Die Anstöße und Anstrengungen, gerade dies zu ändern, gingen auch aus der Arbeiterschaft selbst hervor, aber nie nur und ausschließlich aus der Arbeiterschaft, sondern immer im Wechselspiel mit anderen sozialen Gruppen. Und: dieses im weitesten Sinne politische und emanzipatorische Engagement, in das die utopischen Energien und Zukunftsentwürfe Hunderttausender einmündeten, war dennoch immer die Sache einer Minderheit innerhalb der Arbeiterschaft, auch in den Zeiten als diese, wie etwa die Sozialdemokraten und Kommunisten in der Weimarer Republik, in dieser Sozialgruppe eine führende, hegemoniale Stellung einnahm.

Soweit in aller Kürze einige Stichworte zur kritischen Dekonstruktion vergangener Arbeiter(bewegungs)kulturen, um den aktuellen *state of art* einer Sozialgeschichte jenseits ihrer anfänglichen Romantisierungen nachzuvollziehen. Bei der nun heutzutage zu beobachtenden Rückprojektion identifizierbarer Ost-Eigenschaften auf die DDR-Kultur und deren Bestimmung als Fortsetzung von Arbeiterkultur fallen genau diese kritischen Sichtweisen eher unter den Tisch. Um ein extremes Beispiel zu nennen: Es wird viel über den angeblich typisch unterschichtigen, freieren Sex der Ostdeutschen geredet, von sexueller Gewalt im Gefängnis der Kleinfamilie mit ihren tödlichen Folgen, die es in der DDR *auch* gab, über die aber nie geredet, geschweige denn öffentlich geschrieben wurde, ist hingegen kaum, und wenn, dann an anderer Stelle, durch andere, die Rede. Solidarität im Arbeitskollektiv als selbstverständliche Praxis wird erinnert, ebenso die Fürsorglichkeit im Umgang mit Strauchelnden und Erfolglosen – deren konsequente und von oben wie unten geteilte Stigmatisierung als „Asoziale“ oder „Assis“ wird dabei geflissentlich übergangen. Die Erinnerung an die „schwarze“ – und gesellschaftlich durchaus akzeptierte – Seite dieser Pädagogik – also z. B. der Sonderknast für jugendliche Ausreißer in Torgau mit seinen barbarischen Haftbedingungen – wird ausschließlich von deren Opfern überliefert und damit die Tabupraxis der DDR selbst fortgesetzt. Im Unterschied zur Mehrheit der „Normalen“ steht ihnen keine Ostdeutschen-Lobby zur Seite, die mit der professionell organisierten Macht postkommunistischer Massenorganisationen ihre Sache in der gesamtdeutschen Öffentlichkeit vertritt.

Die Kosten dieses in der DDR vorherrschenden Verständnisses individueller „Normalität“ hatten und haben aber nicht nur solche besonders „auffälligen“ Randgruppenexistenzen zu tragen. Das umfassende, die Distanz zwischen Herrschaft und Gesellschaft umgreifende Selbstverständnis als „Arbeitsgesellschaft“ schwächte auch die Position derjenigen, die aufgrund von Alter, Behinderung oder Familiensituation aus der Norm des doppelverdienenden Zweikinder-Haushaltes herausfielen. Damit soll nicht behauptet werden, daß Alleinerziehende, Alte und Behinderte es durchweg „schlecht“ hatten in dieser Gesellschaft, sondern lediglich, daß die durchschlagende Fixierung auf „Arbeit“ als Hauptressource sozialer Anerkennung sehr wenig Spielraum für die gesellschaftliche wie „offizielle“ Anerkennung des Anders-Seins und dessen prinzipielle Legitimität ließ. In der retrospektiven Rede von der arbeiterlichen „Werk-tätigen“-Gesellschaft, die vom LPG-Bauern über den Ingenieur bis zum Betriebsdirektor ein Kontinuum durchlässiger Kommunikation ermöglichte, wirkt dieser selektive „Beleuchtungseffekt“ von „Arbeit“ unvermindert nach: „Und man sieht nur die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht ...“

Um es kurz zu machen: In der Konstruktion von heutiger ostdeutscher Kultur durch Identifizierung und Rückgriff auf DDR-Kultur ist ein Drang zur Homogenisierung von Differentem, Disparatem und Widersprüchlichem am Werk, der der historischen Realität, so wie sie derzeit in den zahlreichen Forschungspro-

jekten zur DDR-Geschichte rekonstruiert wird, nicht standhält. Die Spannungslinien und kulturellen Gegensätze, die auch die DDR-Gesellschaft durchzogen, sind kaum Thema der Rede über die ostdeutsche Kultur, im Gegensatz zu den postulierten Gemeinsamkeiten, die angeblich alle – ob Arbeiter, Angestellte, Bauern oder Intelligenzler – in „Werk-tätige“ verwandelte.

Fatalerweise wird damit an eine Logik angeknüpft, die in der diktatorischen, begrenzten Konstruktion der DDR-Gesellschaft bereits angelegt war: Bekanntlich strebte die Gesellschaftspolitik der SED danach, Homogenität durchzusetzen, koste es was es wolle, und Pluralität und Differenz als relativ autonome, aber um so produktivere Faktoren sozialen Wandels zu neutralisieren oder zu beseitigen. Daß es sich letztlich um vergebliche Versuche handelte, ja paradoxerweise gerade der individuelle Erfindungsreichtum der Vielen und deren Verkopplungen die Lebbarkeit dieser Gesellschaft erst ermöglichten, sei hier ausdrücklich angemerkt. In den reflektierteren Bemühungen um den „Ostdeutschen“ als unser aller unbekanntes Wesen wird dieses Paradoxon durchaus mitgedacht und kommt daher gelegentlich der pauschalen Rede von „den“ Ostdeutschen in die Quere – der Mainstream hingegen läßt sich von solchen Spitzfindigkeiten nicht anfechten. „Ostdeutsch“ steht für Homogenität und Abgrenzbarkeit, für das unbestritten Eigene, für kollektive Identität.

Kommen wir nun zur Rede von den „Biographien“. Die Karriere dieses Wortes ist eigentlich noch erstaunlicher. „Biographie“ bezeichnete noch vor zwei Jahrzehnten im Deutschen in erster Linie ein dickes Buch über eine „wichtige“ Person: Könige, Künstler, Erfinder etc., gelegentlich auch die Frauen und Geliebten dieser wirklich wichtigen Männer. Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl, der Historiker, liest gerne Biographien, sagte er mal, zur geistigen Entspannung. Vor allem im Westen kam dann die Alltagsgeschichte und mit ihr die Oral History, und innerhalb dieser ein vor allem von der qualitativen Sozialforschung (Fritz Schütze, Wolfram Fischer-Rosenthal, Gabriele Rosenthal) entwickelter zusätzlicher Gebrauch des Wortes: „Biographie“ ist demnach die in der Regel mündlich erzählte Lebensgeschichte eines Individuums, die in einer bestimmten Interaktionsform, dem lebensgeschichtlich-narrativen Interview als Quelle und Untersuchungsgegenstand produziert wird. Mit der Wortwahl „Biographie“ und „Biograph“ (für den interviewten Erzähler) soll vor allem der Konstruktionscharakter dieses Vorgangs hervorgehoben werden. „Biographie“ steht hier also nicht für ein dürres Gerüst „objektiver“ Tatsachen, sondern faßt die auf vergangene Zeit bezogene Selbstbeschreibung, zusammengesetzt aus Erinnerungen, Verdrängungen, Episoden, Erklärungen, Rechtfertigungen und Verurteilungen usw. Sie läßt sich – in der Regel über die Zwischenstation des Tonbandmitschnitts – als Text festhalten, der für verschiedene Zwecke analysiert wird: Um Erkenntnisse über die biographische Selbstthematisierung zu gewinnen, oder um indirekt von der analysierten Biographie auf Tatsachen in der

Vergangenheit zu schließen, oder um Erkenntnisse über die Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Realitäten zu gewinnen.

Biographien x-beliebiger Menschen, insbesondere aber auch der „kleinen Leute“, so ausgiebig zu erheben und zu untersuchen, war weitgehend eine „westliche“ Angelegenheit, die im großen und ganzen der „kulturalistischen Wende“ der Sozialgeschichte und der Sozialwissenschaften zuzurechnen ist. Möglicherweise hat es in der DDR eine vergleichbare Begriffserweiterung hin in die Fachdisziplin der Literaturwissenschaft gegeben: 1961 definiert „Meyers Neues Lexikon“ „Biographie“ noch ganz konventionell als „Beschreibung des Lebens eines einzelnen Menschen, meistens einer gesellschaftlich bedeutsamen Persönlichkeit“ bzw. als „literarisch-künstlerische Form“ einschließlich der Untergattung der Autobiographie, und mehr nicht. 1972 finden wir zusätzlich: „In der sozialistischen Literaturgesellschaft erlangt die B. neue Bedeutung durch die Darstellung der Lebensläufe von Werktätigen. Verbreitet ist das Genre des *biographischen Porträts* (Neuerer und Schrittmacher im gesellschaftlichen Leben, Funktionäre der Arbeiterklasse u. a.).“ [H.i.O.]

Den Stellenwert dieser Begriffserweiterung im DDR-Meyer müssen wir an dieser Stelle offenlassen; für weiterführende Hinweise bin ich dankbar. Generell läßt sich aber m. E. behaupten: Mit „Biographie“ die (re)konstruierten Lebensläufe auch „kleiner Leute“ zu bezeichnen, um deren Strukturen und Muster zu erforschen und damit über den landläufigen Wortsinn der literarischen Große-Männer-machen-Geschichte-Biographie hinauszugehen, im Sinne einer Subdisziplin „Biographieforschung“ – das war bis vor einigen Jahren esoterischer Sprachgebrauch von Fachwissenschaftlern. Das hat sich mittlerweile gründlich geändert. Im vereinigten Deutschland hat sie jeder, eine „Biographie“. Vor allem Ostdeutsche „haben“ sie, vor allem „auch“. Westdeutsche, hier ausnahmsweise die ärmeren, haben wahrscheinlich immer noch lediglich einen „Lebenslauf“, zu Hause im Computer. Je nach Anlaß, von Bewerbung zu Bewerbung gewissermaßen, schreiben sie ihn um, ein *fake*, von dem jeder weiß, daß es einer ist. Ostdeutsches Biographie-Haben meint da etwas anderes, vor allem eins, nämlich Authentizität. War die Biographie der Sozialwissenschaftler noch ein hochartifizielles Konstrukt, das es zu dekonstruieren galt, so hat es mit der ostdeutschen Biographie der öffentlichen Rede heutzutage eine ganz andere Bewandnis: sie ist ein Argument.

Betrachten wir dieses Argument genauer: Erstmal klagt diese Rede die Eigenwertigkeit der Existenz desjenigen ein, der dieses Haben reklamiert. Ein Pionier in dieser Sache war zweifellos Rolf Kutzmutz, 1994 PDS-Bundestagskandidat und zu DDR-Zeiten Stasi-Informant, als er damals in Potsdam plakatierte ließ: „Meine Biographie beginnt vor 1989“. Mittlerweile läßt sich der Aufstieg dieses Konzepts sehr gut an den Festtagsreden von Wolfgang Thierse, dem stellvertretenden SPD-Vorsitzenden und als Bundestagspräsident zweithöchstem Repräsentanten der Bundesrepublik, festmachen. Parteiferner Geistes-

wissenschaftler, der er zu DDR-Zeiten war, und Politiker für die Belange Ostdeutschlands, der er heute ist, redet er oft und ausführlich über Biographien – sowohl über seine eigene als auch die der Ostdeutschen im allgemeinen. Was bei Kutzmutz noch unverschämt als grober Klotz auf einen groben Keil in das öffentliche Bewußtsein getrieben wurde, ist nun bei öffentlichen Sprechern wie Thierse eine ungleich differenziertere Übung geworden: Gegen Freund-Feind-Schemata gerichtet, bemüht um das Sich-Erinnern an die vielen kleinen, ganz und gar nicht heldenhaften, sondern auch opportunistischen Verhaltensweisen und Entscheidungen im DDR-Alltag: ein ausbalanciertes, um Ehrlichkeit bemühtes Bild vom eigenen Lebensweg in der DDR. Dieses Selbst-Bild wird der posthumen Übermacht der SED-Diktatur, wie sie in der konventionellen Schurkengeschichtsschreibung vorherrscht, entgegengestellt. So wird der DDR-Vergangenheit der Eigen-Sinn individueller Lebenswege abgerungen, Selbstachtung (re)generiert. Indem sie dies öffentlich tun, kämpfen Leute wie Thierse stellvertretend für das soziale Ansehen, die individuelle Ehre der Ostdeutschen.

Zweifellos ist diese öffentlich vorgeführte Differenzierung eine Bereicherung der Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit. Plötzlich sind die Osis die individuelleren, während die Wessis sich weiter als Charaktermasken des Kapitals oder ihrer Parteien gebärden müssen: rein sachlich, rational, geschäftsmäßig. Dennoch hat auch die Neuerung „Biographie als Argument“ ihre Tücken, die wir als Sozialwissenschaftler nicht aus den Augen verlieren sollten. Auch hier ist, wie bei „Kultur“, eine kritische Betrachtung aus historischer Sicht angebracht.

Der Verweis auf die Biographie in der DDR ist bei näherem Hinsehen nicht so unschuldig wie er sich gibt. Er wirkt zunächst durch die spontane Evidenz, daß das eigene Leben, das man trotz aller Drangsalierungen durch SED, Stasi etc., auch selbst gestaltet hat, nicht in der gleichen Weise entwertet werden kann wie das ökonomische und das Bildungskapital. Einsichtig ist, daß das jeder auf seine Weise getan hat, jeder hat auch sein Leben gelebt und ist nicht nur gelebt worden. Es eröffnet sich ein unendliches Feld an Differenzierungen, ein Angebot an alle, es sich zwischen den Extrem-Polen „lupenreiner SED-Anhänger“ und „politisch verfolgter Oppositioneller“ häuslich einzurichten. „Normalität“ ist auch im Westen etwas Gutes – angesichts des Irr-Sinns staatssozialistischer Mißwirtschaft und Überwachungsparanoia in der DDR „normal“ geblieben zu sein, kann also heutzutage auch nicht negativ angekreidet werden. Eher im Gegenteil: es verdient Respekt und soziale Anerkennung.

Entsteht dadurch nicht wiederum ein homogenes Bild vom In-der-DDR-gelebt-Haben? Wo bleiben die Spannungen und Gegensätze nicht nur zwischen Diktatur und Gesellschaft, sondern auch innerhalb der Gesellschaft: zwischen Arbeitern und Intellektuellen, Hauptstädtern und Provinzlern, Alten und Jungen, Zugewanderten und Alteingesessenen? Die SED-Herrschaft entwickelte

bekanntlich verschiedene Methoden, diese Unterschiede zu glätten, ein Bild von der homogenisierten Gesellschaft zu konstruieren und als alleingültiges zu propagieren. Eine der wichtigsten Methoden war dabei – die Konstruktion und Verwaltung von Biographien.

Jeder DDR-Bürger hatte eine, aber sie stand ihm natürlich nicht zur freien Ausgestaltung zur Verfügung. Sie hieß damals „Kaderakte“ und wurde äußerst akribisch „geführt“. Bei einem Arbeitsplatzwechsel war sie meist schon vorher da. In ihr war alles festgehalten, im guten wie im schlechten, einschließlich der selbstverfaßten, keineswegs bloß tabellarischen, sondern in Aufsatzform gehaltenen Lebensläufe. Die Praxis, Lebenswege derartig zu fixieren, saugte das verstreute Differenzierungsvermögen der einzelnen auf und richtete es für einheitliche Bewertungen zurecht. In einer zentral gesteuerten Volkswirtschaft sollte das praktisch sein, um überall und zu jeder Zeit die richtigen Kader für die richtige Aufgabe zu finden und um ja nichts dem „Selbstlauf“ überlassen zu müssen. Damit sollte und konnte in „normalen“ Zeiten Herrschaft gesichert werden. Lutz Niethammer hat dafür den schönen Ausdruck von der SED-Diktatur als einer „Biokratie“ geprägt.

Der Sinn dieser Biokratie wurzelte in der ideologischen Grundannahme des Marxismus-Leninismus, daß die soziale Herkunft die wichtigste Determinante für den sozialen Charakter eines Menschen sei. Durch eine großzügige Auslegung des Herkunftsmerkmals „Arbeiter“ konnte sichergestellt werden, daß sich immer genügend „richtige“ Kader fanden. Die Anwendung dieses Kriteriums wurde also verwässert, der Blick blieb aber nach wie vor auf dieses Kriterium gerichtet und etablierte es als biographische Tatsache ersten Ranges. Biographien waren von daher gesehen etwas Vorgegebenes. Ein Aus-der-Biographie treten gab es nicht oder sollte es nicht geben, auch wenn es vielfach doch stattfand; aber dies mehr unter der Hand, verschämt, nicht als Erfolg. Noch die größten Aufsteiger an der Spitze von Partei und Staat dünkten sich bis zuletzt im Grunde immer noch „Arbeiter“.

Aus der Position eines skeptischen Sozialhistorikers ließe sich nun fragen: Reproduziert nicht die heutige „Biographie als Argument“ eine Fixierung auf individuelles Herkommen, letztlich auf Herkunft, die seinerzeit in der „Biographie als Herrschaftsmittel“ angelegt wurde? Ist es möglich, diese Fixierung ohne weiteres zu demokratisieren und zu liberalisieren, sie von ihren bindenden und einengenden Wirkungen einfach zu befreien? Wird die homogenisierende Wirkung der damaligen biokratischen Praxis ohne weiteres abgestreift, wenn nun Ostdeutsche gemeinsam ihr „Biographie-Haben“ gegen westdeutsche Zumutungen richten? Wie geht die Gemeinschaft derjenigen, die heute das „Biographie Haben“ als gemeinsame Eigenschaft gegen die Übermächtigung durch den Westen wenden, mit denjenigen um, die ganz andere, ihnen „fremde“, da mit einer anderen Herkunft beginnende Biographien haben und die zugleich nur im Zuge dieser Übermächtigung durch den Westen überhaupt erst massenhaft in den

Gesichtskreis der ehemaligen DDR-Bürger getreten sind? Und dabei gilt es zu bedenken: Der der biokratischen Praxis wie der Rede von der ostdeutschen Biographie zugrundeliegende Identitätstyp, nämlich die lebenslange eindeutige Zugehörigkeit zu einer homogenen Mehrheitskultur als erstrebenswerter Zustand, ist historisch schon längst ein Auslaufmodell. Jeder Zeitgenosse, der sich über die Konsequenzen von politisch erzwungenen oder ökonomisch motivierten Wanderungsbewegungen in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg Rechenschaft ablegt, weiß, daß die Zugehörigkeit zu *mehreren* „Herkünften“ und damit verbunden wechselnde Identifizierungen der „Normalfall“ der Zukunft sein wird. Könnte sich demgegenüber die identitäre Vergemeinschaftung mit Hilfe des Arguments der besonderen ostdeutschen Biographien nicht auf Dauer als kontraproduktiv erweisen?

Die ursprünglich sozialwissenschaftlichen Redeweisen von „Kultur“ (im weiten, sozialanthropologischen Sinne) und „Biographie“ (im soziologischen Sinne) sind popularisiert worden. Dadurch gewinnen sie in der gegenwärtigen Auseinandersetzung um die DDR-Vergangenheit und die Zukunft der BRD-Gesellschaft einen hohen strategischen Wert: Sie sind der Einsatz der „Ostdeutschen“ gegen die pauschale Entwertung des „In-der-DDR-gelebt-Habens“. Diese Konzepte überzeugen durch eine spontane Evidenz, weil sie an ubiquitäre soziale Praxen in der DDR-Gesellschaft anknüpfen, die zugleich Herrschaftspraxis waren, insbesondere an die unablässige Arbeit der Homogenisierung sozialer Differenzen, gewissermaßen die Sisyphus-Arbeit dieses Systems. So erfolglos diese Arbeit im Sinne der Reproduktion von Herrschaft war, so prägend war sie durch ihre schiere Dauer und Konsequenz hinsichtlich der Vorstellungen vom Sozialen auch bei den Herrschaftsunterworfenen.

Erwachsen aus diesem Anknüpfen Gefahren? Ist es überhaupt ohne weiteres möglich, „*im guten*“ daran anzuknüpfen? In ihrer hier besprochenen Verwendungsweise implizieren derartige Kollektivkonstrukte *nolens volens* einen negativen Umgang mit Abweichungen und Differenzen, bis hin zur Ausgrenzung. Sind auch andere, auf Pluralität ausgerichtete Verwendungsweisen denkbar? Rechtsradikale Stammtischredner haben schon seit längerem „Kultur als Argument“ entdeckt, um die Unmöglichkeit der Nachbarschaft und des friedlichen Zusammenlebens mit Ausländern zu begründen, und die Strategen der „befreiten nationalen Zonen“ wissen sehr geschickt die Früchte der *ethnic studies* in konkrete Politik umzusetzen. Daß es mittlerweile auch im Umfeld der PDS Argumentationsweisen gibt, die die dezidiert positive DDR-Bewertung „völkisch“ unterlegen, paßt dazu wie die Faust aufs Auge. Wenn ich hier nach solchen Gefahren dieser Redeweisen frage, so dennoch nicht ohne auf die prinzipielle Offenheit dieser Frage zu verweisen. Auch eine Trivialisierung derartiger Argumente, etwa durch den Kommerz, wäre denkbar, hat doch unlängst Gruner + Jahr die Test-Nummer eines neuen Hochglanzmagazins auf den Markt geworfen, Titel: „Biographie“ ...

Es geht hier ausdrücklich nicht darum, das in der Popularisierung von „Kultur“ und „Biographie“ artikulierte Bedürfnis einer eigen-sinnigen, dem westlichen Entwertungsblick entgegengesetzten Aneignung von DDR-Vergangenheit pauschal zu denunzieren. Es geht darum, dieses Bedürfnis und die daran anknüpfenden Redeweisen zu verstehen, zugleich aber seine Ambiguitäten auszuloten. Wie die Geschichte weitergehen wird, ist dabei noch keineswegs ausgemacht: Weder „Kultur“ noch „Biographie“ sind per se Konzepte, die sich *nur* als Vehikel für homogenisierende, Differenzen glättende und Differentes ausgrenzende Identitätsbildungen eignen. Damit genau dies nicht zur Regel wird, müssen ihre Ambivalenzen benannt und diskutiert werden. Das liegt nicht zuletzt im ureigensten Interesse derjenigen, die durch das eigene Dazutun, als Intellektuelle und Forscher, die sich mit der DDR-Vergangenheit beschäftigen, zur Karriere dieser Konzepte beigetragen haben. Eine auf der Grundlage eines universalistischen Menschenbildes operierende Wissenschaft ist in besonderem Maße zur skeptischen Zeitgenossenschaft aufgerufen, wenn ihr Kernbegriffe ihrer esoterischen Seminarübungen auf dem Marktplatz um die Ohren fliegen – noch dazu, wenn sie selbst in bester Absicht diesen Vorgang durch politisches Engagement befördert hat. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte der deutschen Intellektuellen, daß innovative und „gutgemeinte“ Konzepte sich durch ihre Aneignung, Umarbeitung und Neukontextualisierung in ihr Gegenteil verkehren.

ANMERKUNGEN

- 1 Überarbeitete Fassung eines Vortrages am 18. November 1999 im ZZF.

